



## Pressetexte der Teilprojekte ForGenderCare, Langversion

### **TP 1: Genderaspekte in der Robotik zur Altenpflege. Der Einfluss von menschlichen Faktoren auf Aufgabenbereiche, Perception des Miteinanders und Mensch-Maschine-Interaktion**

**Prof. Dr. Elisabeth André, Universität Augsburg (Informatik)**

**Projektmitarbeit: Hannes Ritschel, MSc**

#### *Benimmregeln für Roboter in der Pflege?*

Humanoide Roboter werden in naher Zukunft zum Alltagsleben gehören. Besonders deutlich wird dies am Beispiel von bereits zum Einsatz kommenden Haushalts- und Pflegerobotern, denen im Hinblick auf eine alternde Gesellschaft verstärkt die Rolle des Mitbewohners und Weggefährten zukommen wird.



Ein wesentlicher Akzeptanztreiber für die Roboter ist deren Fähigkeit, mit Menschen auf sozial angemessene Art und Weise zu interagieren. Dies beinhaltet u.a. auch den Ausdruck sozialer Verhaltensweisen wie Höflichkeit.

Um die Akzeptanz von Robotern als Gesundheits- und Fitnessberater zu untersuchen, führte die Universität Augsburg im städtischen Altenheim Paritätisches Sankt Jakobsstift in Augsburg eine Studie mit elf Seniorinnen und drei Senioren im Alter zwischen 50 und 100 Jahren durch.

Nach anfänglichen Berührungsängsten („Mit einer Maschine soll ich reden?“) beschrieben viele der Seniorinnen und Senioren den Roboter in einem abschließenden Gespräch als „sehr freundlich“ und „sympathisch“. Keiner der Menschen verhielt sich ängstlich oder lehnte den Roboter generell ab. Die landläufige Meinung, nach der Senioren und Senioren gegenüber technischen Neuerungen wenig aufgeschlossen seien, konnte nicht bestätigt werden.

Neben der generellen Akzeptanz ging es um die Frage, in welcher Form Empfehlungen durch einen Roboter übermittelt werden sollten. Sollte der Roboter bei der Wahl seiner sprachlichen Äußerungen eher bestimmt auftreten oder sich eher zurückhaltend benehmen?

Es zeigte sich, dass Höflichkeit und Überzeugungskraft von Empfehlungen nicht zwingend miteinander korrelieren. Klare Anweisungen wurden von den älteren Menschen als durchaus überzeugend bewertet, aber manchmal auch als Bevormundung empfunden. Im Gegensatz dazu wurden sanfte Hinweise zwar als höflich, aber weniger überzeugend eingeschätzt. In

der Tat ist es wichtig, bei der Formulierung von Empfehlungen den richtigen Ton zu treffen, was übrigens nicht nur für Roboter gilt.

**TP 2: Die Sorge um die Fürsorge: bis zum Ende über sich verfügen...Geschlechterspezifische Vorstellungen von Autonomie, Verantwortung und Vulnerabilität**

**Prof. Dr. Dr. Mariacarla Gadebusch Bondio, Universität Bonn, ehemals Technische Universität München (Medizingeschichte/Ethik der Medizin), Prof. Dr. Susanne Kinnebrock, Universität Augsburg (Kommunikationswissenschaft)  
Projektmitarbeit: Manuel Menke, MA/ Anna Wagner, MA**

„Hätte man sich nicht vorher darum kümmern müssen?“ – Diese Frage stellen sich Angehörige häufig, wenn sie plötzlich damit konfrontiert sind, über medizinische Maßnahmen für ihre Partner bzw. Partnerinnen oder Verwandte zu entscheiden. Schwere Erkrankungen oder Unfälle können dazu führen, dass der eigene Wille nicht mehr hinreichend artikuliert werden kann. Angehörige müssen dann stellvertretend weitreichende Entscheidungen treffen. Um diese Situation zu vermeiden und Pflege und Behandlung vorab an die persönlichen Wünsche anzupassen, kann in Deutschland der eigene Wille mit Patienten- und Betreuungsverfügungen sowie in Vorsorgevollmachten festgehalten werden. Diese Instrumente ermöglichen es, selbstbestimmt festzulegen, welche Maßnahmen im Fall der Fälle zur Anwendung kommen sollen. So lassen sich Lebensphasen, in denen man potentiell von anderen abhängig sein wird, frühzeitig regeln.

Das Projekt „Sorge um die Fürsorge: bis zum Ende über sich verfügen untersucht die Gründe, aus denen heraus Menschen sich für bzw. gegen gesundheitliche Vorsorge entscheiden oder sich gar nicht erst mit dem Thema auseinandersetzen. Es nimmt nicht nur persönliche Erfahrungen, Entscheidungen und Werte in den Blick. Vielmehr steht die Frage im Zentrum, wie gesundheitliche Vorsorge in der Gesellschaft diskutiert wird und wie das die individuellen Vorstellungen und Entscheidungen von Menschen (mit)prägt. Vorsorge ist dabei stets auch abhängig von Geschlecht, Kultur, religiösen Überzeugungen und urbanen bzw. ländlichen Lebensstilen. Das Projekt berücksichtigt den Einfluss dieser Faktoren darauf, wie und in welcher Form Personen gesundheitlich vorsorgen. Wie wichtig ist Selbstbestimmung und Festhalten am eigenen Willen? Wann überlasse ich Entscheidungen meinen Angehörigen oder Ärztinnen und Ärzten? Verhandelt werden diese Fragen nicht nur innerhalb der Familie und im persönlichen Umfeld. Diskussionen um gesundheitliche Vorsorge finden auch unter Bürgerinnen und Bürgern in sozialen Medien, unter Berufstätigen im Gesundheitswesen, in den Massenmedien und in der Wissenschaft statt. Wie sich die Debatte in diesen verschiedenen Foren gestaltet, das wird im Projekt in verschiedenen wissenschaftlichen Studien untersucht. Erste Ergebnisse zeigen, dass die im Internet stattfindende, anonyme Kommunikation zwischen Bürgerinnen und Bürgern nicht nur den Austausch von Informationen zu gesundheitlicher Vorsorge, sondern auch einen auf emotionaler Unterstützung basierenden Erfahrungsaustausch ermöglicht. In der massenmedialen Berichterstattung ist die Debatte stark an Fragen nach der Autonomie des Einzelnen ausgerichtet: Die individuelle Selbstbestimmung – gewährleistet durch Patientenverfügungen – wird aus politischer, rechtlicher und medizinischer Sicht häufig zum obersten Ziel erklärt. Der Anspruch auf würdevolle Fürsorge in Situationen der Abhängigkeit wird eher selten betont.

*Geschlecht, Kultur, Religion? Zukünftige Perspektiven auf gesundheitliche Vorsorge*

Die Ergebnisse illustrieren auch, dass die Debatten in den untersuchten Foren selten auf den Zusammenhang zwischen gesundheitlicher Vorsorge einerseits und Geschlecht, Kultur und Religion andererseits abstellen: In Online-Gemeinschaften im Internet, in den Massenmedien und auch innerhalb des medizinischen Fachdiskurses werden diese Faktoren weitgehend ausgeblendet. Im weiteren Projektverlauf werden diese Unterschiede daher verstärkt in Gesprächen mit Bürgerinnen und Bürgern, Patientinnen und Patienten sowie Expertinnen und Experten aus dem Gesundheitsbereich herausgearbeitet. Ziel ist es, ein umfassendes Bild über gegenwärtige Vorstellungen von Vorsorge, Selbstbestimmung und Fürsorge zu gewinnen und Anregungen für eine hilfreiche Beratung zu geben. Denn nur wer sich früh genug um seine gesundheitliche Vorsorge kümmert und dabei die richtige Beratung erhält, kann sicher sein, dass der eigene Wille Berücksichtigung findet.

### **TP 3: Die Rolle einer gender- und diversityorientierten Technikentwicklung bei der Teilhabe von Seniorinnen und Senioren im demografischen Wandel** **Prof. Dr. Susanne Ihsen, Technische Universität München (Ingenieurwissenschaften)**

Wie werd' ich leben, wenn ich älter bin?

Frei nach Konstantin Wecker stellt sich, im Rahmen des Bayerischen Forschungsverbundes ForGenderCare, in unserem Teilprojekt, angesiedelt an der TU München, Gender Studies in den Ingenieurwissenschaften, die Frage nach gutem Leben im letzten Lebensabschnitt für jede Generation neu.

Der demografische und gesellschaftliche Wandel stellt auch Bayern vor große Herausforderungen (Bayernplan 2020): In Zukunft werden mehr Menschen auf Unterstützung in ihrem Alltag angewiesen sein, als heute. Dazu gibt es unter anderem auch technische Lösungsansätze. Doch wie bedarfsgerecht sind diese gestaltet? Und wie können sich Seniorinnen und Senioren mit unterschiedlichen Anforderungen und Lebenswirklichkeiten an der Technikgestaltung beteiligen, die sie selbst betrifft? „Care“ verstehen wir in diesem Zusammenhang als Teilhabe an der Gestaltung der eigenen sozialen Umgebung.

Wie leben Menschen über 70 Jahre heute? „70 ist das neue 50“ beschreibt die Altersforschung diese Generation (INSA 2017). Viele schätzen ihre Lebensqualität als gut ein. Abhängig ist dies vom eigenen Gesundheitszustand, von wirtschaftlicher Unabhängigkeit, beruflicher oder ehrenamtlicher Einbindung, einem stabilen Lebensumfeld – und vom Geschlecht. Die Affinität zu technischen Hilfsmitteln und Dienstleistungen in dieser Altersgruppe ist höher, als ihr gesellschaftlich zuerkannt wird. Eher selbstverständlich werden Hörgeräte, Rollatoren, Treppenlifte und mobile Pflegedienste genutzt. Auch das Internet wird genutzt, Online-Shopping und Online-Banking in Abhängigkeit von schnellem Internet. Aber beim „automatisierten Fahren“ haben bereits wenige konkrete Vorstellungen davon, wie sie durch (teilweise) automatisierte Prozesse im Straßenverkehr unterstützt werden können. Über die Akzeptanz anderer technischer Hilfsmittel liegen für diese Altersgruppe noch keine gesicherten Erkenntnisse vor: „Self-tracking“, das Sammeln eigener Körperdaten zur Überprüfung der eigenen Fitness zum Beispiel, oder „social robots“ für alleinstehende ältere Menschen sind noch relativ unbekannt.

Wie leben wir, wenn wir älter sind? In drei Untersuchungsphasen finden wir Antworten auf die Frage, ob und wie Digitalisierung und technische Produkte für ältere Frauen und Männer bei der Gestaltung ihres Alltags hilfreich sein können. Zunächst wurden dazu Expertinnen und Experten aus Wirtschaft, Wissenschaft und Politik befragt, wie sie die derzeitige

Entwicklung aus ihrer Perspektive bewerten, und welche Lösungsmöglichkeiten sie sehen, Technik nicht nur für, sondern mit denen zu entwickeln, die sie nutzen sollen. Während in einigen Wirtschaftszweigen, wie der Medizintechnik oder der Verkehrsplanung, Faktoren wie Geschlecht und Alter sehr selbstverständlich einbezogen werden, wird für die techniknahe Wissenschaft ein inhaltlicher und methodischer „Innovationsstau“ bei diesen Fragen beschrieben. Je „mechanischer und elektronischer“ die Produkte werden, stellen Ingenieurinnen und Ingenieure das eigene „Schönheitsideal“ über die Anwendungsanforderungen.

Im zweiten Schritt kommen Seniorinnen und Senioren zu Wort, um zu erläutern, welche Probleme aus ihrer Sicht Technik lösen kann. Abschließend bringen wir die Expertinnen und Experten mit den Seniorinnen und Senioren zusammen und erproben beteiligungsorientierte Verfahren für Technikentwicklung, damit künftig möglichst passgenaue technische Lösungen entwickelt werden können. Dieses Beteiligungskonzept soll dann auch Teil des ingenieurwissenschaftlichen Studiums werden, um künftigen Ingenieuren und Ingenieurinnen bereits in der Ausbildung zu vermitteln, worauf es ihren Großeltern ankommt.

**TP 4: Einfluss von institutionellen Rahmenbedingungen auf die Lebensqualität von (Alten-) Pflegeheimbewohner\_innen**  
**Prof. Dr. Nicole Saam, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg (Soziologie)**  
**Projektmitarbeit: Marie-Kristin Döbler, MA**

Seit einigen Jahren sind „Pflegenotstand“ und „Fachkräftemangel“ zu den zentralen Schlagworten geworden, die mit dem Pflegesektor assoziiert werden. Dadurch wird der Fokus der öffentlichen sowie auch der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit vorrangig auf die Pflegekräfte, die Organisation von Arbeit und die Finanzierung von Pflege gerichtet. Sicherlich ist es richtig und wichtig, sich damit auseinanderzusetzen. Aber es darf auch nicht aus den Augen verloren werden, dass die ‚Objekte‘ der Pflege nicht nur Fälle, Termine oder Patienten sind, die es medizinisch und pflegerisch gut zu versorgen gilt. Vielmehr müssen Pflegeempfänger\*innen und alte Menschen mit ihren Wünschen und Bedürfnissen ernstgenommen und das Alter als *Lebensphase* anerkannt werden. Mit verschiedenen Pflegegesetzreformen ist diesem Umstand in den letzten 30 Jahren partiell Rechnung getragen worden. Auch haben sich die Selbstverständnisse von Alten- und Pflegeeinrichtungen verändert, die längst keine Verwahranstalten mehr, sondern moderne Dienstleistungsunternehmen sind. Dennoch stellen die Unterbringung und Pflege älterer Menschen insbesondere durch die zunehmende Alterung der Bevölkerung mehr denn je eine Herausforderung dar. Hierbei heißt es nicht nur, organisatorische und logistische Schwierigkeiten zu lösen. Vielmehr wächst mit der Ausdehnung der Lebensphase ‚Alter‘ und der Anerkennung dieser *Lebensphase* die Notwendigkeit Alten(pflege)heimbewohner\*innen besser verstehen zu lernen. Dazu gehört auch herauszufinden, was es braucht, dass diese zufrieden sind, ihr Wohlbefinden erhalten bleibt oder sich sogar steigert.

Im Fokus dieses Teilprojekts steht daher die Frage nach der Lebensqualität von Bewohner\*innen von Alten(pflege)heimen. Lange Zeit galt Lebensqualität als rein subjektives Empfinden, so dass man sich mit der Schwierigkeit konfrontiert sah, wie man diese ‚messen‘ und beeinflussen könnte. Heute weiß man, dass man allgemeine Dimensionen identifizieren kann, die die Lebensqualität im Alter generell bestimmen und dass sie ‚von außen‘, durch institutionelle Rahmenbedingungen geprägt wird.

Wir fragen nun ganz konkret nach jenen Faktoren, die sich auf die Lebensqualität von Alten(pflege)heimbewohner\*innen auswirken. Um eine möglichst differenzierte, umfassende

Antwort darauf zu finden, berücksichtigen wir verschiedene Perspektiven, Kontexte und Einrichtungsvoraussetzungen. Das bedeutet, dass wir Heimleitungen, Pflege- und Betreuungspersonal sowie Alten(pflege)heimbewohner\*innen befragen. So lassen sich organisatorische, arbeitspraktische und subjektive bzw. lebensweltliche Aspekte benennen und miteinander in Beziehung setzen. Darüber hinaus werden unterschiedliche Heimarten (Altenwohnheim, Altenheim, Altenpflegeheim) mit variierenden Belegkapazitäten an verschiedenen räumlichen Standorten (ländlich / städtisch) und mit divergierenden Trägerschaften (öffentlich, gemeinnützig, privat) in die Untersuchung einbezogen. Auf diese Weise gewinnen wir Erkenntnisse über Maßnahmen, die man ergreifen könnte, um die Lebensqualität zu verbessern.

Erste Ergebnisse verweisen auf eine Vielzahl von Aspekten, die sich in der Praxis in Alten(pflege)heimen auf die Lebensqualität der Bewohner\*innen auswirken. Auf Seiten der Organisationen sind es z.B. die Regelung von Besuchszeiten oder die Ein- und Anbindung des Alten(pflege)heims an die Nachbarschaft. Auf Ebene der Arbeitspraxis sind es Anpassungsprobleme älterer bzw. langjähriger Pflegekräfte, die – ggf. auf Grund der Pflegebedingungen, des Zeit- und Termindrucks oder der pro Pfleger\*in zu betreuenden Heimbewohner\*innen – an der Vorstellung einer Verwahrungseinrichtung festhalten und sich nicht als Dienstleister verstehen. Daher stößt die Umsetzung des Leitbildes einer individualisierten und aktivierenden Pflege auf Hindernisse, die nicht nur finanzieller, sondern auch personeller Art sind. Das liegt aber nicht nur an den Pflegekräften, sondern teils auch an den Bewohner\*innen selbst, die sich beispielsweise Pflegeheime als autoritäre Einrichtungen vorstellen (ganz so, wie sie Heime erlebt hatten, als sie ihre eigenen Eltern in Heimen untergebracht hatten), weshalb individuelle Bedarfe nicht an das Personal adressiert bzw. individualisierte Angebote nicht wahrgenommen werden.

**TP 5: Mütter für den Staat: Weiblich konnotierte Sozialarbeit als historisches Legitimationsmuster auf dem Weg zur Gleichberechtigung? (1890-1919 / 1945-1960)**  
**Prof. Dr. Susanne Kinnebrock, Universität Augsburg (Kommunikationswissenschaft),**  
**Prof. Dr. Sylvia Schraut, Universität der Bundeswehr München (Geschichte)**  
**Projektmitarbeit: Desiree Dörner, MA/Mirjam Höfner, MA**

100 Jahre Frauenwahlrecht: München legte damals vor.

Bayern verkündete 1918 als erster deutscher Staat das Frauenwahlrecht. Und das, obwohl das Gros der bayerischen Frauenbewegung sich bis dahin in erster Linie mit Wohlfahrtsfragen beschäftigt hatte. Ein Forschungsprojekt untersucht die Hintergründe dieser vermeintlich paradoxen Entwicklung.

In München fasste die bürgerliche Frauenbewegung 1894 Fuß. Der bis heute existierende *Verein für Fraueninteressen* fungierte als regelrechte „Keimzelle“ der bayerischen Frauenbewegung. Er schuf zur Jahrhundertwende ein groß angelegtes, bayernweites Netzwerk von Frauenvereinen, das sich einem gemeinsamen Zukunftsziel widmete: der Gleichberechtigung von Frau und Mann. Jedoch sahen sich die Frauenrechtlerinnen im konservativen Königreich Bayern damit konfrontiert, dass Frauen bis 1908 politische Aktivitäten verboten waren. Um nicht mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten, vermieden sie also das Thema „Frauenwahlrecht“ und konzentrierten sich stattdessen auf die Mitarbeit an der Lösung zeitgenössischer Wohlfahrtsprobleme. In den Jahren 1894 bis 1918 betrieb der *Verein für Fraueninteressen* einen gelungenen Mix aus permanenter Öffentlichkeitsarbeit und der Schaffung von Ausbildungs- und Erwerbschancen für Frauen im Bereich sozialer

Hilfsarbeit. In der Presse verknüpften die Frauenrechtlerinnen ihr karitatives Engagement stets mit der Forderung nach mehr Frauenrechten im jeweiligen Aufgabengebiet.

Auf diesem Weg erreichten die Frauenrechtlerinnen gleich zwei Ziele: Zum einen stellten sie die Weichen für den Aufbau des späteren Sozialstaats. Zum anderen institutionalisierten sie die politische Teilhabe von Frauen – wenngleich zunächst nur auf dem Feld der Sozialpolitik. Sogar in der Provinz des bayerischen Königreichs wurde die Mitarbeit in Wohlfahrtspflegeämtern geschätzt und den aktiven Frauen dafür Anerkennung entgegengebracht.

Inwieweit die damalige „soziale Frauenarbeit“ emanzipatives Potenzial entfaltete und das Frauenwahlrecht mit vorbereitete, wird im Kooperationsprojekt der Historikerin Prof. Dr. Sylvia Schraut (München) und der Kommunikationswissenschaftlerin Prof. Dr. Susanne Kinnebrock (Augsburg) untersucht. Dabei wird aktuell auch analysiert, warum nach Ende des Zweiten Weltkriegs der Verweis auf Leistungen von Frauen in der Sozialarbeit eher gegenteilige Effekte hatte. Wohlfahrtspflege galt zunehmend als etwas, das in der Privatsphäre zu leisten sei, weiterreichende politische und gesellschaftliche Partizipation ließ sich so nicht mehr begründen. Das Haus galt wieder als angemessener Platz für Frauen.

#### **TP 6: Care aus der Haushaltsperspektive. Das Beispiel Pflege alter Menschen in der Großstadt**

**Prof. Dr. Gerd Mutz, Prof. Dr. Maria S. Rerrich, Hochschule München**

**(Volkswirtschaft/Soziologie) in Kooperation mit Birgit Erbe, Frauenakademie München e.V. (Politikwissenschaft)**

**Projektmitarbeit: Sabrina Schmitt, Katrin Roller**

Demografischer Wandel, veränderte Mobilitätsmuster im Alltag, neue Formen familiären Zusammenlebens und die häufigere Erwerbstätigkeit von Frauen – all dies stellt Menschen mit Pflege- und Fürsorgeaufgaben vor neue Herausforderungen. Das nimmt private Haushalte, in denen alte Menschen in München versorgt werden, in den Blick. Im Fokus steht, wie Pflegenden und Pflegebedürftigen gemeinsam ihren Alltag gestalten. Mit welchen alltäglichen Herausforderungen sind sie konfrontiert? Wie gehen sie mit besonderen Problemen um?

Erste Ergebnisse des Forschungsprojekts bestätigen, dass (weibliche) Familienangehörige noch immer den zentralen Pfeiler eines Care- Arrangements bilden und sich oft zusätzlich zur eigenen Berufstätigkeit um ihre Angehörigen kümmern. Unterstützt werden sie aber von einem breiten Netzwerk, an dem viele weitere Personen mitwirken können. Dazu gehören Pflegekräfte aus ambulanten Pflegediensten, Hausärzte und Hausärztinnen, weiteres medizinisches Fachpersonal, 24-Stunden-Live-In Pflegekräfte und nicht zuletzt Seniorenbegleitungen, Freundinnen und Freunde sowie Menschen aus der Nachbarschaft. Sie übernehmen regelmäßige Tätigkeiten, die von Waschen, Putzen, Einkaufen über Hilfen bei der Körperpflege bis hin zu Hol- und Bringdiensten reichen. Diese formieren sich entlang der Kategorien Klasse, Ethnie und Geschlecht. Teilweise verrichten auch Laien medizinische Handlungen wie z.B. Verbandswechsel.

Erkennbar wird, dass der Bedarf älterer Menschen an häuslicher Unterstützung bereits deutlich vor dem Eintreten der gesetzlich definierten Pflegebedürftigkeit beginnt. Beispielsweise müssen ältere Menschen zu Arztterminen oder zum Einkaufen begleitet werden oder sie brauchen Hilfe bei Aufräumarbeiten und administrativen Anliegen. Angehörige stehen dabei vor einer speziellen Herausforderung: sie versorgen die älteren

Menschen nicht nur, sie beschäftigen sich auch gedanklich viel mit der Pflegesituation – sie sorgen sich buchstäblich um ihre Pflegebedürftigen. Allein diese andauernde gedankliche Auseinandersetzung mit der Pflegesituation kann die pflegenden Angehörigen massiv beschäftigen und belasten. Sie sorgen sich darum, wie eine optimale Versorgung sichergestellt werden kann. Wenn Menschen zu Hause versorgt und gepflegt werden, bedarf dies zwingend der Anwesenheit Anderer. Wer dabei über finanzielle und räumliche Ressourcen verfügt, kann viele anfallende Versorgungstätigkeiten an professionelle Dienstleister delegieren und dauerhafte Präsenz schaffen. Den Pflegebedürftigen selbst ist die direkte Anwesenheit anderer Menschen ebenso wichtig wie den pflegenden Angehörigen: Die Möglichkeit, zusammen Kaffee zu trinken, sich zu unterhalten und einen Spaziergang zu unternehmen, empfinden viele als eine wichtige Unterstützung.

Diese Zwischenergebnisse verdeutlichen die vielfältigen Bedarfe in häuslichen Care-Arrangements. Sie zeigen zum einen, dass die notwendige Unterstützung und Versorgung älterer Menschen schon vor einer offensichtlichen Beeinträchtigung im Sinne der neu eingeführten Pflegegrade einsetzt. Zum anderen erschwert die Anforderung des Präsent-Seins für Pflegende die Vereinbarkeit von Arbeit und Privatleben. Deshalb wäre die Bereitstellung von gemeindenahen Versorgungsstrukturen auf kommunaler Ebene wichtig, die den Bedarf nach Kontakten und direkter Anwesenheit für pflegebedürftige ältere Menschen berücksichtigt.

#### **TP 7: Fördert Fürsorge für Angehörige fürsorgliche Führung?**

**Prof. Dr. Claudia Peus, Technische Universität München (Betriebswirtschaft/Management), Dr. Jamie L. Gloor, Technische Universität München (Management/Führungsforschung)**

Heutzutage wollen immer mehr Männer eine wichtige Rolle im Leben ihrer Kinder spielen und sich ganz aktiv in die Erziehung einbringen. Entsprechend ist die Zahl der Männer in Elternzeit in den letzten Jahren angestiegen. Doch gerade Führungskräfte in Elternzeit sorgen sich, dass die berufliche Auszeit ihrer Karriere schaden könnte. Wir denken jedoch, dass sich gerade die Fürsorge für Angehörige positiv auf das eigene Führungsverhalten und die Karriere auswirken kann.

Eine Studie mit 233 Teilnehmenden stützt unsere Annahme: Führungspersonen, die aufgrund von Elternzeit eine Zeit lang zuhause waren, wurden als kommunaler, d.h. fürsorglicher und verständnisvoller, wahrgenommen. Ihnen wird eher ein transformationaler Führungsstil zugeschrieben, der sich an den individuellen Bedürfnissen der Mitarbeitenden orientiert, die Mitarbeitenden fördert und fordert und durch eine inspirierende Motivation motiviert. Ein solcher Führungsstil hat sich als sehr wirksam bewährt. Interessanterweise gilt das für Mütter wie auch Väter. Wir sprechen hier von einem *Kommunalitätsbonus*. Dieser Bonus zeigte sich wieder in einer Befragung von 216 Studierenden und 402 Berufstätigen – jedoch nur, wenn die Führungspersonen direkt mit ihren Mitarbeitenden zusammenarbeiteten.

Unsere Projektergebnisse zeigen die Vorteile von Elternzeit gerade für Führungspersonen. Wir glauben, dass der beschriebene Kommunalitätsbonus ein überzeugendes Argument ist, um noch mehr Väter in Führungspositionen zu ermutigen, im Rahmen von Elternzeit Zeit mit ihren Kindern zu verbringen. Dies wiederum ist ein wichtiger Schritt in Richtung Geschlechtergerechtigkeit – und zwar sowohl in Führungspositionen wie auch in der Pflege und Erziehung von Kindern.

**TP 8: Arbeitsbedingungen und Interessenvertretung von Pflegekräften in Bayern**  
**Prof. Dr. Clarissa Rudolph, Ostbayerische Technische Hochschule Regensburg**  
**(Politikwissenschaften)**  
**Projektmitarbeit: Katja Schmidt, Dipl.Sozialpäd., MA**

*„Pflege macht man aus Liebe zum Beruf“*

PFLEGENOTSTAND. FACHKRÄFTEMANGEL. KRISE DES PFLEGEBEREICHES. Diese Schlagworte zeigen, dass das Thema der Arbeitsbedingungen von Pflegekräften mittlerweile auch in den aktuellen politischen Debatten angekommen ist. Eine Problematik, die den Alltag von bezahlter Pflegearbeit dominiert: *„Man arbeitet nach Minuten, nach bestimmten Vorgaben und der Mensch ist einfach keine Maschine, den man so vorprogrammieren kann und bei Knopfdruck irgendwelche Tätigkeiten ausüben kann“*. Arbeitsverdichtung, permanenter Druck, Flexibilisierung und geringe Wertschätzung der Arbeit prägen den heutigen Alltag von Pflegekräften in stationären und ambulanten Bereichen. Diese Schilderungen aus dem Arbeitsalltag, die die von einem Regensburger Forscherinnenteam befragten Pflegekräfte in Interviews zu ihren Arbeitsbedingungen zu Protokoll gaben, verweisen auf schwierige Arbeitsbedingungen und eine vergleichsweise hohe Unzufriedenheit damit.

Auch wenn die Pflegekrise für alle Betroffenen, also Pflegekräfte, Kranke und Angehörige, gilt, stehen in dem Forschungsprojekt die Pflegekräfte im Mittelpunkt. *„Eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen in der Pflege verbessert auch die Pflege selbst und nutzt deshalb allen Beteiligten“*, so die Projektleiterin Prof. Dr. Clarissa Rudolph. *„Und außerdem kann damit auch mehr Gerechtigkeit für Frauen und im Hinblick auf gesellschaftliche Fürsorgepraxen umgesetzt werden“*, fügt Katja Schmidt, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt, hinzu. Dass die Arbeitsbedingungen so prekär sind, ist – so lautet die Ausgangsthese des Projekts – auf zwei Ursachen zurückzuführen: zum einen zeigt sich darin die geringe gesellschaftliche und ökonomische Anerkennung von sog. Frauenarbeit. *„Also die Frauen, die sind es gewohnt, dass sie alles machen. Möglichst für nichts“*, fasst eine Krankenpflegerin im Interview zusammen. Zum anderen hat die Ökonomisierung und der daraus resultierende Druck dazu geführt, dass aus Sicht der Beschäftigten immer weniger *„gute Pflege“* stattfinden kann.

Was tun? Der klassische Weg zur Verbesserung von Arbeitsbedingungen erfolgt in Deutschland über die Tarifparteien, aus Sicht der Beschäftigten also über die Gewerkschaften und Verbände. Deshalb überrascht es immer wieder, wenn man sieht, wie niedrig die gewerkschaftlichen Organisationsgrade der Beschäftigten im Gesundheitswesen sind. In den Interviews mit den Pflegekräften hat sich herausgestellt, dass es ein großes Maß an Skepsis gegenüber den Interessenvertretungen gibt: zu teuer und zu wirkungslos seien die Organisationen. Aber auch die Mittel zur Interessendurchsetzung sind schwierig: *„Ja, ja, Sie haben natürlich ein Recht auf Streik, aber Sie müssen halt schauen, dass jemand die Patienten versorgt“*. Zudem, und das zeigt sich eindrucksvoll in den Interviews, wünschen sich die befragten Pflegekräfte selten mehr Geld. Es geht ihnen viel stärker um mehr Zeit für die Pflegebedürftigen und darum, dass ihre Fachlichkeit und Professionalität anerkannt wird. In anderen Bundesländern wird deshalb diskutiert (und in Rheinland-Pfalz schon umgesetzt), ob Pflegekammern – analog zu Ärztekammern – der Pflege und den Pflegekräften zu mehr Selbstbewusstsein, gesellschaftlicher Anerkennung und politischer Mitsprache verhelfen können. Der sog. Bayerische Weg, die Einrichtung der *Vereinigung der Pflegenden in Bayern* wird aufgrund der unklaren Wirkungsmöglichkeiten durchaus kritisch gesehen. Was



sich die bisherigen Interessenvertretungen und Verbände von diesem Weg versprechen und worin ihre Kritik besteht, wird in der zweiten Forschungsphase des Projekts erhoben.

So oder so, auch das zeigt sich bisher, können weder die Arbeitsbedingungen noch die Interessenvertretung von häuslichen Pflegekräften, die oft aus dem Ausland kommen, mit den klassischen Bedingungen von Pflege verglichen werden. So unterstützen sich die sog. 24-Stunden-Pflegerinnen oft untereinander, sind aber insgesamt sehr isoliert. Dass sie oft im rechtlichen Graubereich agieren, erhöht die Unsicherheit ihrer Arbeitsverhältnisse. Auch dieser Arbeitsbereich wird im Forschungsprojekt analysiert. Da es viel zu wenig Pflegeplätze gibt und da die meisten Menschen immer noch am liebsten zuhause gepflegt werden wollen, sind bessere Pflegebedingungen in der häuslichen Pflege von höchster Relevanz für die gesellschaftspolitische Pflegeverantwortung.

**TP 9: Sich um (sich und) andere sorgen. ‚Care‘ als grundlegendes Prinzip einer kritisch-dekonstruktiven Ethik**  
**Prof. Dr. Tatjana Schönwälder-Kuntze, Ludwig-Maximilians-Universität München (Philosophie)**  
**Projektmitarbeit: Michael Stiegler, MA**

Das Desiderat auf das das Forschungsprojekt antworten will, ist ein zunehmendes Unbehagen an der Grundlage moderner Ethik, die ihr auch als Begründung dient: Menschliche Freiheit, die im Gewand eines reflexiven Willens autonom und souverän über sich mit Bezug auf andere zu bestimmen vermag. Spätestens seit der Mitte des 19. Jhdts. wird dieser Ausgangspunkt philosophisch-ethischer Theoriebildung aus verschiedenen Richtungen als unzureichend oder gar verfehlt scharf kritisiert. Das reicht von Nietzsche über Freud und die Existenzphilosophie über Teile der Frankfurter Schule bis zu post-strukturalistischen Positionen der Gegenwart.

Die Kritik richtet sich dabei u.a. gegen das zugrundeliegende Menschen- oder Subjektbild, gegen die Ausblendung der historischen Genese, gegen die kolportierten normativen Ideale, aber auch gegen die Begründung im Freiheitsbegriff selbst. Eine bislang vorfindliche philosophische Antwort auf diese Kritik besteht darin, das Zustandekommen gemeinsamer Normen nicht nur vertragstheoretisch zu konzipieren – hier wäre John Rawls und seine *Theory of Justice* anzuführen –, sondern auch diskurstheoretisch zu untermauern. Prominent durch Jürgen Habermas und Axel Honneth, die ebenfalls am Gerechtigkeitsideal orientiert argumentieren. Das Forschungsprojekt schlägt eine andere Richtung der Ergänzung vor: Uns geht es darum, nach den notwendigen Bedingungen eines angemessenen Freiheitsgebrauches überhaupt zu fragen. Also: Wie muss der unmittelbare wie mittelbare Bereich einer Person gestaltet werden, damit sie überhaupt ein souveränes und in Teilen autonomes Leben führen *kann*; damit sie überhaupt Fragen der Gerechtigkeit zu stellen und sich zu ihnen zu verhalten vermag; damit sie überhaupt Vertragspartnerin im Gesellschaftsvertrag werden kann.

Das Projekt greift so in die Gebiete der Soziologie und (Sozial)Psychologie ein – ist aber dennoch dezidiert philosophisch. Denn es sucht eine ethische Grundlegung zu formulieren, die nicht einfach empirischen Einwänden und scheinbaren Plausibilitäten folgt, sondern an die philosophische Kritik anschließt, um sie zu überwinden. Dafür kann auf einige theoretische Überlegungen zur Selbst- und Fürsorge rekurriert werden, die es in einen systematischen Zusammenhang zu bringen gilt. Die anvisierte revidierte oder dem sozial angemessenen Freiheitsgebrauch vorgeschaltete Grundlegung der Ethik beruht insbesondere auf zwei faktischen Prämissen: der unumgeharen Pluralität von einzigartigen

Menschenwesen und ihrer ebenfalls unumgehbaren relationalen Bedingtheit. Dabei implizieren beide Prämissen u.a., dass *alle* Kategorisierungen oder Zuschreibungen wie Geschlecht, Rasse usw. als freiheitsnegierend im grundlegendsten Sinne zu diffamieren sind.

Es wird folglich davon ausgegangen, dass *jede* Person primär und fortwährend für ihre Integrität sowohl körperlich abhängig als auch geistig-kognitiv und seelisch-emotional angewiesen ist und bleibt. ›Sorge‹ antwortet auf diese Bedingtheit jeder Person. Ziel ist es daher, begrifflich ein Konzept von ›Selbst- und Fürsorge‹ zu erarbeiten, das theoretisch und systematisch als grundlegend in der ethischen Theoriebildung verankert wird. Und das nicht zuletzt, um dadurch Argumente und Legitimationen für konkrete politische Veränderungen bereitzustellen, die Sorgeverhalten in unserer Zeit tatsächlich und besser möglich machen.

### **TP 10: Gender & Care in den Medien: Computergestützte Textanalysen zur Darstellung von Mädchen/Frauen und Jungen/Männern in Schulbüchern**

**Prof. Dr. Heidrun Stöger, Universität Regensburg (Pädagogik)**

**Projektmitarbeit: Dr. Michael Heilemann**

Das Teilprojekt „Gender & Care in den Medien: Computergestützte Textanalysen zur Darstellung von Mädchen/Frauen und Jungen/Männern in Schulbüchern“ wird unter der Leitung von Frau Prof. Dr. Heidrun Stöger am Lehrstuhl für Schulpädagogik (Schulforschung, Schulentwicklung und Evaluation) an der Universität Regensburg durchgeführt. Im Rahmen des Teilprojekts wird untersucht, wie häufig und auf welche Art männliche Care- und weibliche MINT-Rollenmodelle in Schulbüchern dargestellt werden und wie sich die Darstellung stereotyper Rollenbilder über die Zeit entwickelt und verändert.

Die Relevanz des Projekts besteht darin, dass die mediale Darstellung von Care-Rollenmodellen nachhaltige Auswirkungen auf die in unserer Gesellschaft vorherrschende Unvereinbarkeit von Männlichkeit und Care sowie auf die geringe Beteiligung von Männern im Care-Bereich hat. Die Analyse von Schulbüchern ist deshalb besonders relevant, weil sie Jungen und Mädchen in einer sehr prägenden Entwicklungsphase täglich Identifikationsfiguren und Rollenmodelle zur Verfügung stellen.

Die bisherigen Ergebnisse des Teilprojekts liefern erste Hinweise auf den Ausprägungsgrad eines Gender Bias in der Darstellung von Care und MINT (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaft, Technik) in aktuellen Schulbüchern. Erste Auswertungen von gegenwärtig an bayerischen Schulen zugelassenen Schulbüchern zeigen, dass der naturwissenschaftlich-technische Bereich in Schulbüchern nach wie vor sehr stark als männliche Domäne dargestellt wird, während im Bereich Familie und Haushalt (Care) mehr weibliche Rollenmodelle dargestellt werden. Bei der Darstellung von Care-Berufen sind mehr männliche Care-Rollenmodelle zu finden – sobald es also um die Erwerbsarbeit geht, scheinen die Männer in ihrer medialen Darstellung in Schulbüchern auch im Care-Bereich wieder in den Vordergrund zu treten.

### **TP 11: Care-Praxen von Vätern in Bayern: Fürsorgeverhalten und Paardynamiken bei der Nutzung des Elterngelds**

**Prof. Dr. Barbara Thiessen, Hochschule Landshut (Soziale Arbeit/ Soziologie) in**

**Kooperation mit Dr. Karin Jurczyk und Dr. Laura**

**Castiglioni, Deutsches Jugendinstitut München**

## **Projektmitarbeit: Kathrin Peltz, MA/ Luisa Streckenbach, MA**

Auch zehn Jahre nach seiner Einführung erfreut sich das Elterngeld bei Vätern zunehmender Beliebtheit. Derzeit entscheiden sich in Bayern über 40% der Väter für einen Elterngeldbezug. Doch obwohl den Vätern gesetzlich bis zu 12 Monate zustehen, belässt es die überwiegende Mehrheit (85%) aktuell bei den zwei Bonusmonaten, die ansonsten verfallen würden.

Im Rahmen des Forschungsprojekts „Care-Praxen von Vätern in Bayern“ erforschen Kathrin Peltz und Luisa Streckenbach unter der Leitung von Prof. Dr. Barbara Thiessen (HAW Landshut, qualitativer Forschungsteil) und Dr. Laura Castiglioni (DJI München, quantitativer Forschungsteil), ob und wie Väter Elterngeld beziehen und aus welchen Gründen sich Väter für oder gegen einen Bezug entscheiden. Ebenso interessieren Vorstellungen und Einstellungen zu Vaterschaft, die Übernahme von Aufgaben durch Väter und wie sie, in Aushandlung mit ihrer Partnerin, die Zeit mit ihren Kindern gestalten.

Die Auswertung der bayerischen Regionalstatistiken zeigt bemerkenswerte Unterschiede in der Häufigkeit der Inanspruchnahme von Elterngeld: so beantragt in Würzburg jeder zweite Vater Elterngeld, in Weiden in der Oberpfalz nur jeder vierte. Insgesamt findet man mehr Väter in den Landkreisen, die Elterngeld beanspruchen als in kreisfreien Städten. Dabei spielt auch die Lage des regionalen Arbeitsmarkts eine Rolle: eine hohe Arbeitslosenquote von Männern hemmt die Väterbeteiligung am Elterngeld, während eine hohe Erwerbsbeteiligung von Frauen diese fördert. Einen Elterngeldbezug des Vaters muss sich eine Familie also erst einmal leisten können!

Die Einzel- und Paarinterviews mit Vätern (und deren Partnerinnen) verdeutlichen, dass beim Elterngeldbezug familieninterne Motive und der Zeitpunkt der „Vätermonate“ zusammenhängen. So beanspruchen Väter häufig nach der Geburt Elterngeld, um die Mutter während dem Wochenbett zu entlasten und die Betreuung des älteren Kindes zu übernehmen, etwa bei der Eingewöhnung in die Kita. In der Mitte der 14 Monate wird Elternzeit, ebenfalls eher gemeinsam genutzt und zwar als „Familienzeit“, etwa für gemeinsamen Urlaub. Nimmt der Vater das Elterngeld gegen Ende der 14 Monate in Anspruch, so häufig um den Wiedereinstieg der Partnerin in die Erwerbsarbeit zu erleichtern. Welche Aufgaben Väter im Elterngeldbezug übernehmen, wird auch davon beeinflusst, ob die Eltern parallel Elterngeld beziehen oder nacheinander. In unserer Stichprobe übernehmen die Väter nur dann umfassend Kinderversorgung und Hausarbeit, wenn sie das Elterngeld nicht parallel zur Partnerin beanspruchen.

Auffallend ist, dass Elterngeldväter von einer ähnlichen Vereinbarkeitsproblematik berichten, wie sie von Müttern schon lange bekannt ist. Sich von Arbeit und Arbeitsumfeld abzulösen fällt den Vätern leichter, wenn ihre Aufgaben auch von Kolleg\_innen übernommen werden können und wenn ihre Tätigkeit keinen intensiven Kontakt mit Kundschaft oder Kollegium erfordert. Hier könnten Unternehmen noch einiges tun, um Väter in aktiven Familienzeiten zu unterstützen.

In den kommenden anderthalb Jahren des Forschungsprojekts werden weitere Ergebnisse erwartet, um die eingangs vorgestellten Fragen vertiefend beantworten zu können. Erneute Interviews mit den Vätern nach rund einem Jahr werden Anhaltspunkte liefern, ob der Elterngeldbezug im Leben der Väter ein singuläres Ereignis bleibt oder ob sich nachhaltige Auswirkungen und Effekte erkennen lassen. Ebenso verspricht die Auswertung des bayernweiten Online-Fragebogens, der aktuell in der Erhebungsphase ist, ab Anfang 2018 detaillierte Ergebnisse zum Leben bayerischer Väter.

**TP 12: ‚Heute nicht mehr, und wenn aufm Land‘ –Vorstellungen junger Erwachsener (in Bayern) zur Gestaltung von Fürsorge**  
**Prof. Dr. Paula-Irene Villa, Ludwig-Maximilians-Universität München (Soziologie)**  
**Projektmitarbeit: Maik Krüger, MA**

Das Projekt rekonstruiert die Deutungen junger Menschen in Bayern zu Care. Was ist in ihren Augen Care? Was für Erfahrungen haben junge Erwachsene damit gemacht? Welche Rolle spielen Fragen der Fürsorge/Care in ihrem Lebensentwurf? In kleinen Gruppen diskutierten junge Menschen zwischen 17 und 25 im ganzen Freistaat, ob auf dem Land oder in der Großstadt, ob in einer Feuerwehr, einem Jugendzentrum, in einer Kirche, Berufsschule oder an einer Universität. Sie konnten dabei frei entscheiden, worüber sie reden möchten, solange es um Fürsorge, Sorgen, Kümern ging.

Wir haben herausgefunden: Fürsorge ist für die jungen Erwachsenen nicht in konkreten oder abstrakten Begriffen, sondern abhängig von Personen und Situation greifbar. Worauf es ihnen ankommt ist, dass eine fürsorgliche Tat immer einer anderen Person zugewandt ist. Bedürfnisorientierte Zuwendung ist das Kernelement. So kann all das Fürsorge sein, was in positivem Sinne - also helfend, unterstützend, tröstend – anderen gilt, und nicht als erstes sich selbst. Für einander da zu sein, Zeit mit jemandem zu verbringen, für jemanden zu beten sind Beispiele fürsorglicher Handlungen, die junge Erwachsene betonen. Zur Fürsorge zählt selbstverständlich auch jemanden zu pflegen, Kinder zu erziehen, Bedürftigen zu helfen oder die Polizei zu rufen. Zentral ist das „Für-Andere“ dieser Handlungen.

Zugleich bedeutet Fürsorge aber auch, dass man für sich selbst etwas davon hat. Junge Erwachsene betonen in unserer Studie, dass Fürsorge ein Geben im Horizont des Nehmens ist. „Heute bin ich für Dich, morgen ist jemand für mich da“. In unserer Studie betonen die jungen Menschen auch, dass es völlig in Ordnung sei, auch auf sich zu schauen, während man anderen hilft. Das eigene Wohlergehen ist wichtig und es ist die Basis dafür, anderen überhaupt helfen zu können.

Unsere Studie zeigt außerdem: Junge Frauen und Männer kritisieren die prekären Bedingungen in Fürsorgeberufen, z.B. in Pflege und Kinderbetreuung. Sie wissen um die geringe Bezahlung, die vielen Überstunden, die schlechten Bedingungen und den Zeitmangel. Und sie haben dafür wenig Verständnis. Selbstbewusst fordern sie hier ein Umdenken der Politik. Vor allem junge Pflegeschülerinnen machen sich Gedanken um ihre eigene körperliche und seelische Gesundheit. Sie sehen die Lösung darin, sich in ihrem Beruf zurückzunehmen und öfter an sich selbst zu denken.

Einig sind sich die jungen Erwachsenen darüber, dass das Leben in Kleinstädten und auf dem Lande Bayerns gemeinschaftlicher ist als in Großstädten, wo die Anonymität höher ist. Im Gegenzug finden sie die Infrastrukturen für Fürsorge in Großstädten besser, was die Menschen in weniger dicht besiedelten Gebieten dazu bringt, gegenseitig mehr auf sich achten zu müssen.

Den Generationenvertrag haben die Diskussionsteilnehmenden noch nicht aufgegeben. Zwar gibt es ganz unterschiedliche Ansichten dazu, wie genau sie sich in diesen „Vertrag“ einbringen wollen, aber sie verspüren die Verpflichtung, sich im Alter um ihre Eltern zu kümmern und wollen zurückgeben, was sie viele Jahre von ihnen erhalten haben. Die erste Auswertung ergibt zudem, dass Care sprachlich ‚weiblich‘ konnotiert ist, z.B. wenn exemplarisch Personen benannt werden, die Fürsorge leisten (Mutter, Frau, Oma, usw.).